

MATHIAS IVEN

»Häuser als Refugien«. Günter Wirth und der »andere« Geist von Potsdam

Mathias Iven – Jg. 1960, Studium der Philosophie, Staats- und Rechtswissenschaften sowie der Psychologie; derzeit an der Humboldt-Universität zu Berlin. Promotionsvorhaben zum Thema »Wenn etwas gut ist so ist es auch Göttlich.« Skizze zu einer ethischen Biographie Ludwig Wittgensteins«, daneben gemeinsam mit Heiner Rutte und Reinhard Fabian (beide Graz) Arbeit an der Herausgabe des Briefwechsels von Moritz Schlick (geplant 2001).

Herausgeber der Bände:
»3x FOERSTER« – Beiträge zu Leben und Werk von Wilhelm Foerster, Friedrich Wilhelm Foerster und Karl Foerster (1995); »Seid nicht ›gerecht‹, sondern götig!« – Beiträge von und über Bruno H. Bürgel (1996); »Hoffnung und Erinnerung« – Die Literatur in Potsdam 1945 bis 1950 (1998); »Lindstedter Begegnungen« – Gespräche über Preußen (1999).

Günter Wirth: Der andere Geist von Potsdam. Zur Kulturgeschichte einer Stadt 1918-1989, Suhrkamp Verlag 2000, 267 S., 19,90 DM.

1 In Klammern gesetzte Seitenzahlen beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

Günter Wirth, der 1929 geborene, in Berlin lebende, aber immer mit Potsdam verbundene Publizist, Germanist und Kirchenhistoriker, bekannt durch seine zahlreichen Arbeiten und Editionen zum Themenkreis der inneren Emigration (Klepper, Wiechert, Löscher), ist auf der Suche – auf der Suche nach dem »Geist des Ortes«: dieser Ort ist Potsdam, dieser Geist ist der »andere« Geist.

Um es schon eingangs zu sagen: man kann dieses Buch nicht als eine Fleißarbeit abtun oder dem Autor vorhalten, daß er an seinem Stoff gescheitert sei, nur weil der Leser sich einer erdrückenden Vielzahl von Namen, Querverweisen, Erlebtem und – ja, auch die müssen manchmal sein – Wiederholungen gegenüber sieht, die nicht als eine literarisch leichte Kost daher kommen – das ist nicht der Anspruch des Buches.

Es geht Wirth um die Fakten, und so stimmt er den Leser darauf ein, »daß es uns darauf ankommen wird, in Konstellationen der Zeit um 1930, nach 1933 und nach 1945 Menschen, Zeitgenossen in Potsdam zu entdecken, die in ihrem Denken und Handeln, in ihrer Haltung, in ihrem (preußischen) Lebensstil, in ihrer Lebensform diesen anderen Geist der Stadt bezeugen. Und das bedeutet weiter, daß man viele solcher Menschen, Zeitgenossen mit ihren Zeugnissen, mit ihrer ›Philosophie‹ lebendig macht, jedenfalls zu Wort kommen läßt. Es wird also Zeit-, Geistes-, Kultur-, Kirchen-, Militärgeschichte zu traktieren sein, aber nicht systematisch und mit akademischem Anspruch, auch nicht essayistisch mit dem ›Antippen‹ von Namen und Vorgängen zum höheren Ruhm des Autors, sondern narrativ, vor allem aber durch Ausbreitung dessen, was uns von diesen Menschen, Zeitgenossen, von diesen Potsdamern literarisch manifestiert hinterlassen worden ist, in welcher Gestalt auch immer«. Damit erhebt Wirth den Anspruch oder besser: er spricht den (fast zwangsläufig zu nennenden) Wunsch aus, daß das Buch »auf solche Weise ... auch ein Lesebuch sein [kann], eines das zum Lesen manch anderen anregt«. (S. 14)¹

Für einen mit der Stadt vertrauten Leser zieht sich ein interessanter roter Faden durch das Buch: Wirth beschwört den Geist des Ortes aus den Häusern heraus, aus jenen Häusern, »Salons oder – schlicht – Wohnungen ..., in denen sich Bürgerliche und/oder Adlige trafen ... Diese Häuser sind Orte der Selbstverständigung des Bürgertums gewesen, Laboratorien für spätere öffentliche Auseinandersetzungen, jedenfalls Keimzellen humaner Gesittung.« (S. 70) Und schließlich: wo »entdeckt man den Geist des Ortes, noch dazu in

einer Stadt, deren Geist sprichwörtlich und zum Gegenstand von Lexikonartikeln geworden ist, wenn nicht unter ihren jeweiligen Bürgern?» (S. 9)

Würde der Leser eine Karte von Potsdam zur Hand nehmen und die Orte des im Buch beschriebenen Geschehens, als da neben Potsdam Caputh, Bornstedt, Neubabelsberg, Rehbrücke oder Golm sind, eintragen, so entstünde »annähernd eine Topographie des anderen Geistes von Potsdam«. (S. 70 ff.)

Es ist faszinierend, den Wandel der Häuser, ihre Funktion als »Refugien« zu verfolgen. »In den ersten Jahren nach 1933 sind diese Häuser nicht mehr die Laboratorien geistiger Auseinandersetzung, und sie können nicht mehr oder kaum noch Schnittpunkte zur Öffentlichkeit hin sein. Jetzt werden sie zu Refugien der inneren Emigration ... vor allem aber wird [an diesen Orten] im Gespräch der Versuch unternommen, die Gegenwart zu transzendieren in die Vergangenheit und in die scheinbar allzu bestimmte, gegenwärtig jedenfalls alles andere denn offene Zukunft.« (S. 104)

Die Zeit der faschistischen Diktatur brachte es mit sich, »daß die Häuser, die Salons nach 1938/39 nur noch eingeschränkte Refugien derart sein konnten, daß sie eine gewisse Sicherheit zu bieten imstande waren. Vielerlei Drohungen und Bedrohungen lagen über ihnen« (S. 128) – und hier konnte noch nicht von den später fallenden Bomben die Rede sein.

Das umfangreichste Kapitel des Buches widmet sich dem Thema »Potsdam und der 20. Juli 1944« (S. 138ff.). Wirth zeigt, daß der »Mißbrauch« der Ideale und Ideen der Männer um Tresckow und Schulenburg, daß der »Mißbrauch ihres Geistes von Potsdam und der Garnisonkirche ... wie ein Stachel in ihrem Fleisch wirken [mußte], vor allem dann, wenn sie in der Inszenierung des 21. März sich noch irgendwie entdeckt hatten«. (S. 138)

Daß ein Autor bei der Behandlung dieses Themas nicht um den »Tag von Potsdam« herumkommt, scheint selbstverständlich, warum er so ausführlich darauf eingeht, bedarf zumindest einer kurzen Erläuterung. Wirth verweist »auf die selbst von Historikern und vor allem von Kulturhistorikern oft genug übersehene merkwürdige Tatsache ..., daß der meist mit dem ›Tag von Potsdam‹ in Verbindung gebrachte ›Geist von Potsdam‹ in jener historischen und ideologischen Figuration ... seine eigentliche inhaltliche Bestimmung erst am Abend des 21. März in der Berliner Krolloper [durch die von Göring gehaltene Rede und seine Beschwörung von Pflicht, Disziplin, Arbeit und Sauberkeit] erhielt« (S. 24) – von daher muß also die nachfolgende Geschichte betrachtet werden.

Ausgehend von der politischen Entwicklung im faschistischen Deutschland »entdecken Tresckow, Schulenburg und ihre Freunde die Fragwürdigkeit zeitweiliger preußisch-nationalsozialistischer Amalgamierungen und gehen dazu über, ganz naiv, ohne ideologische Einfärbungen das einzufordern, was für sie im ›Geist von Potsdam‹ normativ ist«. (S. 139) In der nachfolgenden Zeit kommt es zur immer engeren Verflechtung von Ideen dieser Militärs mit Vorstellungen der bildungsbürgerlichen Zivilbevölkerung. So geschah es, daß »der Weg neuer Ideen aus Salons und Wohnungen in die Kaserne des I.R. 9 führte und von dort zurück in die Häuser und Salons.

Diese werden jetzt, um 1942/43, Refugien auch ganz anderer Art, nämlich zur Stärkung und Ermutigung jener Militärs, die zu Taten bereit sind.« (S. 143) Späterhin, nach dem 20. Juli, vollzieht sich ein erneuter Wandel: die »Häuser und Salons, ohnehin im Zustand des kriegsmäßig Provisorischen, noch nicht zerstört, aber gleichsam der Zerstörung harrend, werden wieder zu Refugien, jetzt nicht mehr allein ... für rassisch Verfolgte, sondern für Frauen und Männer des Widerstands«. (S. 158)

Und auf noch eine Wandlung ist hinzuweisen, denn vor allem das, was in diesen Refugien, in den Kasernen und selbst im Babelsberger Untergrund während der Zeit »des NS-Regimes debattiert und bedacht worden war und zur Tat gedrängt hatte – genau dies schien bestimmendes Element dessen werden zu können, was damals »demokratische Erneuerung« genannt wurde«. (S. 167)

Es ist vor allem das in der Publizistik hinzugetretene und im Kulturbund organisierte »Geflecht von Namen, die uns aus den Wohnungen des Bildungsbürgertums bekannt und zu denen durch die Konstellationen der Nachkriegszeit andere hinzugetreten sind«, die für das stehen, »was unmittelbar nach 1945 als möglich erschien, eine demokratische Erneuerung gerade aus diesen bildungsbürgerlichen Refugien heraus, durchaus im Horizont erweitert durch die Begegnung mit den Siegermächten«. (S. 179)

Die bis zu dieser Stelle dargestellten geschichtlichen Ereignisse faßt Wirth abschließend so zusammen: »Wir finden in Potsdam also ein Geflecht, ein heimliches, ja unheimliches von Strömungen und Unterströmungen universalen Denkens, die, gemessen an den Maßstäben der jeweiligen Systeme, unzeitgemäß sind, in Wahrheit aber zeitgenössisches Weltbild, humane Gesittung und weltanschauliche Haltung zur Deckung bringen. Sie erweisen damit ein Ethos des Bildungsbürgertums, das gültig ist, unabhängig davon, welche Zeichen die jeweils Mächtigen für die Zeit setzten.« (S. 205)

Die für Potsdam durchaus wichtige Frage, wie es an diesem Ort um die Nachkriegsliteratur bestellt war, wirft Wirth fast nur beiläufig auf, hat er doch – und deshalb soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden – bereits 1997 im Zusammenhang mit einer von der Potsdamer URANIA durchgeführten Tagung betont, daß man hier eine der »literarischen Hauptstädte« Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg vor sich hat.

In seinen Ausführungen stand damals vorrangig »die pointillistische Erfassung von geistiger Position und literarischer Produktion von den in Potsdam präsent gewesenen Autor/innen im Zeitraum von 1945 bis 1950« im Mittelpunkt, was für ihn vor allem hieß, daß es »mehr um statistische Bestandsaufnahme als etwa um literarische Stile« ging.²

Günter Wirth setzte die folgende Prämisse: »Im Versuch, das literarische Klima Potsdams 1945 bis 1950 angemessen – wenn auch vorläufig – zu beschreiben, wird man von vornherein eine doppelte Perspektive zu beachten haben. Man wird nämlich einmal die Auswirkungen des allgemeinen politisch-geistigen Klimas in Deutschland und insonderheit in der SBZ/DDR in Betracht ziehen müssen, um andererseits den kulturellen Biotop dieser Stadt nicht ignorieren zu dürfen.«³

2 Günter Wirth: »Das geistig-literarische Klima in Potsdam 1945 bis 1950«, in: Mathias Iven (Hg.), »Hoffnung und Erinnerung«. Die Literatur in Potsdam 1945 bis 1950, Milow 1998, S. 16.

3 Ebenda (Hervorhebung M.I.).

In der unmittelbaren Nachkriegszeit, der »Zonenzeit Deutschland« (so Kasack in einer Tagebuchnotiz vom Herbst 1948), gab es neben den täglichen existentiellen Sorgen einen nicht zu vernachlässigenden bemerkenswerten geistigen Aufbruch, »der sich vor allem auch in der Inventur des künstlerisch-wissenschaftlichen Inventars der deutschen Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert und in der Revision traditionellen bildungsbürgerlichen Denkens« widerspiegelte.⁴

Thomas Mann sprach von »einer Kulturkrise und Zeitenwende, mit allen Anpassungsschwierigkeiten und -nöten, die eine solche begleiten und in denen sie sich ausdrückt«, wobei es für ihn wichtig war, daß es eine »Reihe von Werken [gab], die eben dadurch ›bedeutend‹ sind, daß sie ihre Spuren tragen und sich mehr oder weniger direkt mit ihr auseinandersetzen«.⁵

Neben der Lust des Anfangs, dem »literarischen Aufbruch aus den Ruinen«, dem Aufstieg aus dem »Elend der Trümmerstädte«, neben den materiellen Schwierigkeiten der Hungerjahre und der fehlenden Zeit zum Schreiben stand für viele Schriftsteller die Zuversicht. Es war die Zeit, wo »die Not am größten, die Betroffenheit am nachhaltigsten und die Hoffnung am höchsten war«⁶. Papier war knapp, jede Publikation unterlag der Zensur, Bücher standen trotz alledem unangefochten neben allen anderen Medien.

Es war nicht die »Stunde Null«, die es weder in der Geschichte noch in der Literatur gab; es war eine Zeit, vergleichbar sicherlich nur mit der deutschen Situation Ende 1918 oder dem Herbst 1989, wo alles offen zu sein schien; und es herrschte mehr denn je die Überzeugung, daß mit dem Wort viel auszurichten und eine Gesellschaft durch neue »Ideen« umzubilden sei.

Neben dieser Hoffnung und der gleichzeitigen Frage »Was bleibt?« stand die unterschiedliche politische Sicht auf die Befreiung oder den Zusammenbruch, neben dem Gefühl der Enttäuschung stand das der Wiedergutmachung; es wurde viel vom Frieden, von der Menschenwürde, von der Kollektivschuld geredet.

Die Schriftsteller standen vor einer neuen geschichtlichen Konstellation, ein neues »literarisches Feld« lag vor ihnen: Die Texte der in Deutschland verbliebenen, traditionalistischen Autoren der älteren Generation wurden teilweise abgelehnt, exilierte Schriftsteller lagen mit ihren Themen und Problemen, die vielfach Traditionen der Arbeiterliteratur der dreißiger Jahre aufgriffen, oft abseits und die junge Generation – die sich an den Auseinandersetzungen zwischen den Autoren des Exils und der inneren Emigration nicht beteiligten –, die »Heimkehrer-Generation« suchte erst noch ihren »Stoff«: Die Schrecken und Grausamkeiten des Krieges waren ihr Erlebnis; ihr Weg führte »nicht aus der Stille von Studierzimmern ... sondern unmittelbar aus dem bewaffneten Kampf um Europa«.⁷

Sie, die eine grundlegende Erneuerung wollten, deren Blick durch die Bedrohung, die hinter ihnen lag, geschärft war, deren Bewußtsein es war, sich »im Prozeß einer Weltwende«⁸ zu befinden, versuchten, in einer oft einfachen, schlichten, fast »holzschnittartigen« Sprache nüchtern und gleichzeitig ernüchtert, dabei (für den heutigen Leser) oft zum Pessimistischen neigend, Bilanz zu ziehen; sie nannten die Dinge beim Namen und nahmen dabei kein Blatt vor den Mund; sie blickten auf eine hoffnungsvollere Zukunft und

4 Ebenda, S. 17.

5 Thomas Mann: »[Wie steht es um die Nachkriegsdichtung?]<«, in: ders.: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. X, Frankfurt a.M. 1990, S. 924.

6 Heinz Friedrich: Mein Kopfgeld, München 1988, S. 10.

7 Alfred Andersch: »Das junge Europa formt sein Gesicht«, in: Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation, Jg. 1, Nr. 1 (15.8.1946). S. 1f. (Wiederabdruck in: Draußen vor der Tür 1945 bis 1948. hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1995, S. 196-201.

8 Ebenda.

9 Wolfgang Borchert: »Das ist unser Manifest«, in: ders.: Das Gesamtwerk, Reinbek b. Hamburg 1996, S. 313.

10 Alfred Andersch: »Nihilismus oder Moralität«, in: Horizont, Bd. 3, Nr. 13 (1948), S. 8.

11 Kurt Rothmann: Kleine Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart 1997, S. 275.

12 Wolfgang Weyrauch (Hg.): Tausend Gramm. Sammlung neuer deutscher Geschichten, Hamburg/Stuttgart/Baden-Baden/Berlin 1949, S. 217.

13 Wolfdieter Schnurre: »Das Begräbnis«, in: Ja. Zeitung der jungen Generation, Nr. 3 (1948), S. 5.

14 Heinrich Böll: »Bekennnis zur Trümmerliteratur«, in: ders.: Werke. Essayistische Schriften und Reden, Bd. I, Köln 1979, S. 31.

15 Ursula Heukenkamp (Hg.in): Unterm Notdach. Nachkriegsliteratur in Berlin 1945-1949, Berlin 1996, Vorbemerkung, S. 14.

16 Günter Wirth: Ebenda, S. 22.

17 Ebenda, S. 39.

schrieben sich ihre Hoffnungen, ihre Wünsche, ihren Stoff »von der Seele«: »Unsere Moral ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist neu und hart wie der Tod. Doch auch so milde, so überraschend und so gerecht. ... Denn wir müssen in das Nichts hinein wieder ein Ja bauen.«⁹ Die Bevölkerung sollte mit diesen neuen Texten wacherüttelt werden, sollte sich einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stellen. Wobei es heute sicherlich schwer zu beurteilen ist, welche Texte dieses oft »brutalen Realismus«¹⁰ wichtig und noch lesenswert sind und welche zu Unrecht vergessen wurden.

Der Stil dieser Literatur, die »asyndetisch zusammengedrängten, umgangssprachlichen Ellipsen, Kurz- und Einwortsätze sind Ausdruck einer angestregten Bemühung um einfache Wahrhaftigkeit«.¹¹ Der vielbesprochene Begriff des »Kahlschlages«, so wie ihn Wolfgang Weyrauch im Nachwort seiner 1949 erschienenen Anthologie »Tausend Gramm« geprägt hat¹², der Bruch mit der »Sklavensprache des Dritten Reiches« charakterisiert sicherlich am besten die damalige Befindlichkeit. Aber auch der fast »anrühige« Begriff »Trümmerliteratur«, für den Wolfdieter Schnurre Erzählung »Das Begräbnis«¹³ exemplarisch steht und zu dem sich Heinrich Böll so nachdrücklich bekannte, machte die Runde: »... es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente«¹⁴.

Und doch war nach knapp einem halben Jahrzehnt alles anders: Die Kultur wurde wieder institutionalisiert, es gab Auflagen und Pläne, wie was von wem (auch warum) literarisch zu gestalten sei ... Viele zogen sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurück, verließen schließlich das Land ihrer Hoffnungen. Dieser »Rückzug aus der Öffentlichkeit bzw. die Spezialisierung einer engeren literarischen Öffentlichkeit [stand symbolisch für] das Ende der Nachkriegsliteratur«.¹⁵

»Wenn Potsdam«, so betonte Wirth 1997 und ich führe es hier bewußt noch einmal an, »nach 1945 zu einem der literarischen Hauptorte geworden ist – es scheint dies freilich weder zeitgenössisch noch den Nachgeborenen, Rolf Schneider etwa in seinem Potsdam-Essay von 1994, ins Bewußtsein gedrungen zu sein –, so war dies vor allem zwei Schriftstellern zu verdanken, die beide – so oder so – aus dem S. Fischer-Milieu und aus dem Umfeld eines militanten Republikanismus kamen und von denen der eine überdies noch als Ur-Potsdamer gelten konnte. Ich meine Hermann Kasack und Bernhard Kellermann.«¹⁶ Daher kommt er, der von Wirth beschworene »weltliterarische Hauch«¹⁷, der die Havelstadt nach dem zweiten Weltkrieg durchwehte.

Manch ein Leser wird sich fragen: Worin liegt für Günter Wirth eigentlich der Sinn der Suche nach dem »Geist des Ortes«? Lassen wir den Autor zu Wort kommen: »In der Suche nach dem Geist des Ortes kann sich, muß sich das Bildungsbürgertum selber erst wieder entdecken, nachdem es in diesem Jahrhundert zweimal in seiner Rolle in Frage gestellt oder fast völlig aus dem gesellschaftlichen Leben gedrängt worden war. Es kann dies erst recht, wenn es auf dieser Suche nach dem Geist des Ortes und seinen erhaltenen wie

seinen zerstörten Petrefakten Versuchungen wehrt, den alten Geist gleichsam zu verjüngen und in die Front der politischen Auseinandersetzungen einzubringen, wenn es vielmehr den anderen Geist, die Ästhetik der Alternative findet und hieraus seine Lebensform neu gestaltet: Potsdam als Lebensform und ... »Europa als Lebensform.« (S. 248)

Günter Wirth hat sein Buch, das von Menschen erzählt, »die einzelgängerisch an den toleranten, den humanistischen Geist von Preußen und Potsdam glaubten und versuchten, davon etwas in das Leben der Stadt einzubringen« (Büstrin), aus zahlreichen schon vorliegenden kleineren und größeren Arbeiten »komponiert«. So legte er im Vorfeld bspw. mehrere Beiträge zur Potsdamer Kirchengeschichte vor¹⁸, beschäftigte sich mit Karl¹⁹ und Friedrich Wilhelm Foerster²⁰, widmete sich Bruno Hans Bürger²¹ und hat – wie eben aufgezeigt – im Zusammenhang mit Studien über Hermann Kasack und Bernhard Kellermann über die Potsdamer Nachkriegsliteratur reflektiert²² (hier sei vor allem auf sein Kalendarium und die »Potsdamer Bibliographie« hingewiesen!). Er schrieb außerdem für die Neuauflage des 1935 in Potsdam von Adam von Trott zu Solz herausgegebenen Buches »Heinrich von Kleist – Politische und journalistische Schriften« sowie für Hermann Kasacks Potsdamer Tagebuch von 1945 das Nachwort und versah beide Bücher mit Erläuterungen.²³

Siegfried Unseld dürfte als Verleger und »Anreger« dieses Büchlein, zumal im 50. Jahr seines Verlages, des Suhrkamp Verlages, mit Stolz in den Händen halten. Ja, es ist zwar ein »schmales« aber ein gewichtiges Bändchen. Wer einmal ein Manuskript in Günter Wirths markanter Handschrift in der Hand hatte, und der Rezensent weiß wovon er spricht, vermeint »Zettels (Alp-)Traum« vor sich zu haben: Ergänzungen, Änderungen, Anlagen – zwar alles wohl geordnet, den Herausgeber im ersten Moment allerdings erschlagend. Dennoch: Als ich zum ersten Mal einen Blick in den damals gut fünf Zentimeter hohen »Papierstapel« werfen konnte, war mir eines klar: Potsdam braucht dieses Buch!

18 1999 als mehrteilige Artikelreihe in den Potsdamer Neuesten Nachrichten erschienen.

19 In Mathias Iven (Hg.): »3 x Foerster« – Beiträge zu Leben und Werk von Wilhelm Foerster, Friedrich Wilhelm Foerster und Karl Foerster, Milow 1995, S. 180-197.

20 In UTOPIE kreativ 102 (April 1999), S. 5-18.

21 So u.a. in Mathias Iven (Hg.): »Seid nicht ›gerecht‹, sondern gütig!«. Beiträge von und über Bruno H. Bürger, Milow 1996, S. 95-111.

22 In Mathias Iven (Hg.): »Hoffnung und Erinnerung«, Ebenda, S. 65-73 u. 130-144.

23 Erschienen 1995 beziehungsweise 1996 (beide bei Edition Hentrich, Berlin).